



Dr. 3.

IX. Jahrgang, I. Band.

1890-91.

Aus der Naturgeschichte der Edelsten und Besten.

Von Reinhold Rittig.

Der französische Adel hat in den Tagen der Revolution von seiner ritterlichen Tapferkeit sehr mäßige Proben abgelegt. Wo er die Vertheidigung des Königthums führte, zeigte er sich ungeschickt und ohne Energie, und Marie Antoinette beschwerte sich nicht ohne Grund über die Gesinnungslosigkeit der Emigranten, deren Sehnsucht nach dem früheren lustigen Leben die Trauer um das Mißgeschick des königlichen Hauses zweifellos überwog. Die vornehmen Herren besaßen nicht den Muth, die Klinge zu ziehen; sie begnügten sich Intriguen anzuzetteln, Verrath zu üben, giftige Epigramme und schmutzige Pamphlete in Umlauf zu setzen. Zu einem mächtigen Einsatz für den Kampf gebrach es ihnen an Muth; sie waren ein verweichlichtes, schlaffes, entnervtes Geschlecht, welches mit den neuen politischen Ideen kokettirte und für die Natur schwärmte, doch keines tiefen, wahren, aufrichtigen Gefühles fähig war. Alles lief auf eine tändelnde Spielerei hinaus; man wollte genießen, den Becher der Freude mit Unmuth leeren und schenkte den Ernst. Zu einer That im schlimmen oder guten Sinne raffte man sich niemals auf. Wenn die adeligen Repräsentanten in der berühmten Augustnacht des Jahres 1789 in dem Verzicht auf die alten Feudalrechte einander überboten, so folgten sie einer hochherzigen Stimmung, die ihnen der Moment eingab und die sie bald genug wieder bereuten. Und zu vergessen ist nicht, daß bange Furcht zur Eile treiben mochte; schon hatten die Bauern in mehr als fünfzig Schläffer den Feuerbrand geschleudert.

Wohl gab es noch immer zahlreiche Edelente, die in der Provinz auf ihren Gütern weilten, Freuden und Leiden und Schmutz ihrer Bauern patriarchalisch theilend, und Gesundheit und trockigen Sinn sich wahrten; allein diese Krautjunker fielen nur wenig in Betracht neben dem Salon-Adel, welcher zu Versailles und Paris hausend, in geistreich-frivolem Nichtsthum vergeudete was er besaß und zu einem Lumpen-Adel verdarb, der nach dem Futter der königlichen Guadenkrippe suchte.

Genuß in zierlicher Form, das war das Höchste in diesen Kreisen. „In jener Zeit wurde man nicht alt“, erzählte die Großmutter der George Sand,

„die Revolution erst hat das Alter in die Welt gebracht.“ Man wußte zu leben und verstand zu sterben, und wenn die letzte Stunde gekommen war, so starb man so, daß die Andern so wenig als möglich gestört wurden. Alles gestaltete sich grazios, auch die Sünde. Entschlossenes Denken und Wagen hörte auf, es sank auch die physische Kraft. „Die schönen Damen und schönen Herren“, heißt es bei George Sand, „die mit so viel Grazie auf dem Teppich des Salons zu tänzeln und ihre Verbeugung zu machen verstanden, sie konnten keine drei Schritte in Gottes freier Luft thun, ohne von Müdigkeit überfallen zu werden. Sie verstanden nicht einmal eine Thüre zu öffnen oder zu schließen; jede Arbeit ihrer Hände und Füße mußte das Gesinde verrichten.“

Das vielgenannte „rothe Buch“, dessen Herausgabe im Frühling 1790 Ludwig XVI. abgerungen wurde, warf ein grelles Licht auf die Spenden der Krone an die Gabeln und Beuten des alten Frankreichs. Es stellte sich heraus, daß von 1774 bis 1789 — als Geschenke und Trinkgelber — an besonders werthvolle und ergebene Personen 227 Millionen Francs verabfolgt worden waren. Für die königlichen Brüder allein hatte man Schulden im Betrage von 28 Millionen bezahlt. Die Familie Noailles bezog jährlich 2 Millionen, der Herzog von Polignac als Gatte der Freundin der Königin jährlich 120 000 Francs. Der Marschall Broglie bekam seine 90 000 Francs, der Marschall von Segur 83 000 Francs für sich und zehn Pensionen für Angehörige seiner Sippe, die als „verdiente ehemalige Militärs“ eingetragen waren. Bei der Untersuchung ergab sich das verblüffende Factum, daß hinter vier dieser tapferen ehemaligen Soldaten vier junge Fräulein von Segur sich verbargen. Der Schmaroger gab es eine Legion. Als es sich darum handelte, dem einen Monat alten Töchterchen Ludwig XVI. einen besondern Hofstaat zu bilden, berichtete der österreichische Gesandte nach Wien, daß die Königin Marie Antoinette „jede schädliche Verzärtelung, jede unnütze Anhäufung von Dienerschaft vermeiden wolle und das Personal für den ausschließlichen Dienst des Prinzchens auf 80 Köpfe vermindert habe.“

Die Gabeln und Beuten wollten gut gelebt haben und sie wußten sich die Mittel zu beschaffen. Beaumarchais „Figaro“ charakterisirt ihr Wirken prächtig in dem berühmten Zwiegespräch: „Ich war zum Hüfling geboren.“ Susanne: „Man sagt, es sei dies ein schweriger Beruf.“ — Figaro: „Empfangen, nehmen, heißen, da hast du das Geheimniß in drei Worten.“

Man witterte in den Adelskreisen die Aspirationen der Bourgeoisie und haßte sie grimmig; da aber die Schulden bezahlt und neue gemacht werden mußten, geruhten die Herren auch, die Töchter reicher Finanziers heimzuführen und das verwachsene Wappen mit dem Golde der Kokille aufzuzrischen. Liebesheirathen waren ja ohnehin sehr selten, die ökonomischen Interessen hatten das erste Wort. Die Eltern erledigten meist das Heirathsgeschäft, wenn die Mädchen noch als harmlose Täubchen in den Hallen eines Modelflosters trippelten. Dann gab es ferner Bastardtöchter der Monarchen, die von dem allerchifflichsten Sultan glänzende Aussteuer empfangen. Seinen eigenen Neffen verheirathete Ludwig XIV. mit der Tochter einer seiner Liebhaber, was dessen Mutter, die resolute Pfälzerin „Etelotte“ so aufbrachte, daß sie ihren Sohn ohrfeigte. Das hinderte den „Bund der Seelen“ nicht, und als Trost für diese Züchtigung erhielt der Glückliche das Palais Royal, 2 Millionen Baargeld, 150 000 Francs Pension und für 600 000 Francs Juwelen. Andere verbanden sich mit den abgelegten Maitresses der königlichen Prinzen, die den Umständen angemessen dotirt wurden.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war es auch ein hehres Privilegium des französischen Adels gewesen, dem König die oberste Beischläferin, die

maitresse en titre, zu liefern. Das änderte sich, als die Pompadour in diese Würde aufrückte; von nun an partizipirte auch das Bürgerthum an dieser Auszeichnung und mit der kleinen Dubarry endlich wurde auch die unterste Schichte der Nation, gewissermaßen die Straße, zum Wettbewerb auf diesem Felde zugelassen. Der Adel war empört durch diesen Eingriff in sein erhabenes Vorrecht, machte aber weislich sülze Miene zum bösen Spiele, und erwies auch den Damen dunklerer Provenienz die gebührende Verehrung; er sicherte sich dadurch immer eine werthvolle Protektion!

Herbe Dinge sind während der Revolution dem Adel vorgehalten worden, das Grausamste bekam er jedoch erst später — unter der Restauration — aus dem Munde des genialen Pamphletisten Paul Louis Courier's zu vernehmen.

Sieben Monate nach der Ermordung des bourbonischen Stammhalters, des Herzogs von Berry, kam dessen Witwe im September 1820 mit einem Prinzen nieder, der den Titel eines Grafen von Chambord führte, später der legitimitische Thronkandidat wurde und nach 1870 nahe daran war, als Heinrich V. gefalbt zu werden; die Partei der moralischen Ordnung hatte den Krönungswagen bereits gekauft!

Unendlich war der Jubel unter den Royalisten, als dieses Wunderkind zum Vorschein kam. Der Hof, seinem Entzücken billigsten Ausdruck verleihend, setzte eine Nationalsubskription ins Werk, um ein früheres Besizthum der bourbonischen Familie, das an der Loire gelegene Schloß Chambord zu erwerben und dem Kinde als Angebinde „in die Wiege zu legen“. Da erwachte der Grimm in Courier. „Wäre der Prinz ein Bauer“, schrieb er in einer seiner schärfsten Flugschriften, „dann könnten ihm zwölfhundert Acker fruchtbarern Ackerlandes allerdings Noth thun; aber er ist doch kein Bauer; er soll ja eines Tages das Land regieren und dazu braucht man keine Schlösser, sondern nur die Achtung des Volkes. Die Junker am Hofe sagen ihm zwar, je mehr wir zahlen, um so größer werde unsere Liebe sein; sie sagen ihm, mit einem stärkeren Budget werde unsere Liebe wachsen. Wir Bayern denken anders. Wenn der Junker seinen König nach Maßgabe dessen liebt, was dieser ihm schenkt, so liebt das Volk seinen Fürsten nach Maßgabe dessen, was dieser ihm in der Tasche läßt. Man hat die Idee, das Schloß Chambord durch die Gemeinden Frankreichs zurückzukaufen zu lassen. Hat ein Minister diesen Plan ausgeheckt oder ein simpler Edelmann oder etwa eine Gemeinde? Bei uns an der Loire existirt diese Gemeinde jedenfalls nicht, aber vielleicht im Norden, wo sie die Kosaken und die Preußen zwei Mal im Quartier hatten.

„Und welche Lektionen könnte dem Prinzen das Schloß seiner Ahnen ertheilen; welche Erinnerungen ihm zurück rufen? Die Maitressenwirtschaft Franz I., die Blutschande der Regenten, die Schweinereien Ludwigs XV.? Die Handlung wäre noch zu finden, die so schlecht, so niederträchtig, so erbärmlich wäre, daß sie ein Höfling, ich sage nicht verweigerter — denn so was kommt nie vor — nein, daß sie ein Höfling nicht als einen Beweis seiner Ergebenheit anführen, mit ihr nicht prunken würde. Und ihre Weiber erst! Es giebt kein einziges adeliges Haus in Frankreich, das seinen Glanz und seinen Reichthum nicht seinen Weibern zu verdanken hätte. Ihr versteht mich schon. Sie haben's natürlich nicht mit Hemdenflücken und Kinderjängern verdient. Ein tugendhaftes Weib wäre für einen Höfling der baare Ruin, sein größtes Verderben. Rings um ihn her würde es Gold und Gnaden regnen; er allein ginge leer aus. Kurz, der Adel kennt nur eine Art des Gelderwerbes: die Prostitution seiner Weiber.“

Wie ein glühendes Eisen braunten diese Säge; die Güter von Thron und Altar freischten, und es fanden sich auch Richter, welche eine Verletzung des Anstandes und der guten Sitte darin erblickten. Die Gewalt untersucht nicht, sie schlägt zu: Courier wurde zu zwei Monaten Gefängniß und einer Buße von dreihundert Francs verurtheilt. . . .

Die Edelsten und Besten Deutschlands waren schwerfällig und plumper, als diejenigen des alten Frankreichs; aber sie strengten sich redlich an, das welsche Vorbild zu erreichen und der Liebe Müß' war nicht umsonst. Wie es mit der Gottesfurcht und guten Sitte beschaffen war, das ist zu lesen in dem Buch Karl Biedermann's über „Deutschlands geistige, sittliche und gesellschaftliche Zustände im 18. Jahrhundert“. Die Beamten oder Hofdiener, — berichtet der erzreichstreue Leipziger Professor — welche sich dem Einfluß einer fürstlichen Maitresse nicht beugen oder ihr die gebührende Ehrerbietung nicht erweisen wollten, wurden durch gefügigere ersetzt. In Württemberg zwang man selbst die Frauen der Beamten, dem Fräulein von Grävenitz förmlich die Cour zu machen und trotz der allgemeinen Empörung wagte Niemand sich diesem Befehle zu entziehen. Das Volk verlernte seine sittliche Entrüstung gegen diese allerhöchsten Buhlerinnen und jauchzte ihnen selbst zu, wenn sie an ihm im Glanze des mit seinem Schweiß bezahlten Schmuckes vorüberstolzirten oder mit verschwenderischer Hand die goldenen Gaben austreuten, womit die Freigebigkeit ihrer fürstlichen Buhlen sie überschüttete. Zuletzt hatte sich die öffentliche Meinung so sehr an diese Wirkschaft gewöhnt, daß eine Maitresse als nothwendiger Bestandtheil jeder fürstlichen Hofhaltung, ihre Abwesenheit als fühlbarer Mangel erschien. „Nun fehlt unserem Landesvater nichts mehr als eine schöne Maitresse!“ rief tiefgerührt ein Bürger einer kleinen Residenzstadt aus, als er seinen jungen Fürsten mit seiner soeben ihm angetrauten Gemahlin vorbeifahren sah. . . .

Es wäre schwer zu sagen, ob mehr die Fürsten den Abel, ob mehr dieser Jene verdorben habe. Gewiß ist, daß an Schamlosigkeit und Verleugnung jedes edlen Gefühles, ja sogar des elementarsten Anstandes Weide miteinander wetteiferten. Männer verkauften ihre Frauen für Geld an den Gebieter und Frauen verließen ihre Männer, wenn sie das Glück hatten, der Aufnahme in das Serail eines Sultans gewürdigt zu werden. Es gab, ist in einer Schilderung des Herrn von Wolframsdorf zu lesen, eine eigene Klasse Leute am Dresdner Hofe, die, da sie aus eigenen Mitteln nicht leben konnten, ihre Frauen dem Vergnügen des Königs opferten, und er — selber ein Abliger — rieth dem Herrscher, diese Damen mit einem Fußtritt zu entlassen, wenn er ihrer überdrüssig geworden. Mütter waren stolz auf ihre Töchter, wenn diese ein fürstliches Herz gewonnen, und andere — so eine Fürstin von Hohenzollern — schalteten die ihrigen, weil sie eine solche Anziehung durch ihr „zu unschuldiges Betragen“ verschertzt hatten.

Die Annalen der Höfe jener Epoche sind überreich an Geschichten und Anekdoten, welche dieses Bild weiter ausführen. Und man darf dabei nicht übersehen, daß diese Annalen fast durchweg von adeligen Persönlichkeiten stammten, bei denen nicht anzunehmen ist, daß sie auf Kosten ihres eigenen Standes dergleichen Dinge erformen haben sollten. „Das Blut der Könige besudelt nicht“: dieser Grundsatz, welcher die Devise der Höflingsgesellschaft unter Ludwig XIV. geworden war, wurde pfllichtschuldigst auch vom deutschen Abel angenommen. Weder das edle Blut der Königsmark noch der alte Stammbaum der Platen behte vor einer solchen Selbsterniedrigung zurück; die ersten Familien der polnischen und sächsischen Aristokratie wetteiferten im Angebot ihrer Töchter und selbst der reichsunmittelbare Abel machte in diesem Handelszweige dem Landadel Konkurrenz.

oder schaute doch ruhig zu, wie fürstliche Weizen und ihre Bastarde durch kaiserliche Freibriefe in seine Reihen eingeschwärzt wurden.

August der Starke ward in Wien von einem Grafen d'Esterle bei dessen Gattin überrascht; der Hintergangene wollte sich beim Kaiser beschweren. Man hielt ihm vor, „in alter und neuer Zeit hätten die Männer es sich zur Ehre angerechnet, ihre Frauen dem Souverän zu überlassen“. Da nun der Kurfürst von Sachsen nicht sein Souverän war, half sich der Graf damit, daß er in sächsische Dienste trat, dem Kurfürsten nachträglich zusicherte, „die Frau öffentlich und förmlich wieder zu Ehren zu nehmen, sie aber nie wieder anzuerkennen, sie nach ihrer Neigung auf Reisen zu schicken, endlich alle die Kinder, die sie noch bekommen würde, als die seinen anzuerkennen und Namen und Wappen der d'Esterle tragen zu lassen“. Dafür erhielt dieser Edelsteine ein Jahresgehalt von 20 000 Gulden und den Titel als Oberhofmarschall.

Keine bessere Rolle spielte jener Graf Söym, der sich durch eine Wette verleiten ließ, seine Gemahlin, die spätere Gräfin Cosel, an den Hof Augusts des Starken zu bringen; sie ward sofort zur Favoritin mit 100 000 Thaler Gehalt ernannt und der Graf ergab sich ins Unvermeidliche und trug die Höfner mit Geduld. Dasselbe that ein Graf Dönhoff. Seine Gemahlin hatte sich extra nach Warschau begeben, den König in ihr Netz zu fangen, was natürlich leicht geschah. Der Gatte erhob einige schwächliche Einwendungen, welche von der trefflichen Schwiegermama mit dem Machtspruch abgetrieben wurden, „wenn es ihm nicht anstehe, daß seine Gemahlin die Matresse des Königs sei, so möge er sich scheiden lassen“. Und das wäre ja ein Skandal gewesen.

Der in der Liebe unermüdliche August verliebte sich auch einmal in ein Fräulein von Dieskau und wandte sich, da dasselbe eine gewisse Sprödigkeit zeigte, an die Mutter mit der Bitte um geneigte Fürsprache. Diese fühlte sich „sehr geehrt durch das königliche Vertrauen“, versicherte, das Töbchen „sei entzückt, von einem so großen Monarchen geliebt zu werden“, machte sich anheischig, dafür zu sorgen, „daß dieselbe den Wünschen Seiner Majestät entspreche“, verlangte aber auch zugleich eine ansehnliche Mitgift für die Kleine. Das ward bewilligt: Ein pompöses Hoffest wurde nun veranstaltet, dessen Heldin das Fräulein von Dieskau sein sollte. An dem bestimmten Tage ward dieses von der eigenen Mutter feierlich, wie zur Hochzeit, geschmückt und in der Partie, die es zu übernehmen hatte, „gewissenhaft“ unterwiesen.

Daß an der schönen blauen Donau, in dem gemüthlichen Wien, die Tugend auch nur äußerst milde gehandhabt wurde, erscheint klar. Die englische Reisende Lady Montague fand bei ihrem Aufenthalt daselbst im Jahre 1717, daß jede vornehme Dame der Sitte gemäß neben ihrem Gemahl einen Liebhaber besaß. Die Männer — „die gutherzigsten Leute in der ganzen Welt“ nennt sie die Engländerin — „betrachteten diese Liebhaber mit denselben Augen, wie andere Männer ihre Bevollmächtigten ansehen, welche ihnen den mühsamen Theil ihres Geschäftes aus der Hand nahmen“. Natürlich entschädigten sie sich anderwärts für diese Duldsamkeit. Es galt für geboten, „daß jede Dame von Stand zwei Männer habe: einen, der den Namen führte und einen zweiten, der die Pflichten des Gatten erfüllte“, und man würde es als eine schwere Beleidigung empfunden haben, wenn Jemand eine vornehme Frau zum Diner eingeladen hätte, ohne zugleich den Liebhaber und den Mann miteinzuladen, zwischen denen die Dame dann „mit großer Ernsthaftigkeit ihren Sitz einnahm“. Fünfzig Jahre später war der Brauch noch ganz derselbe. Und welchen Freuden sich die Edelstein im „Schwabenlände“ hingaben, ist faktisch bekannt. Die Herren und Damen am Hofe zu

Ludwigsburg vergnügten sich massiv, und der Dichter Schubarth berichtet von sehr fühlbaren Erfahrungen, die er in diesem Punkte mit seinen adeligen Klavier-
schülerinnen gemacht. . . .

Gewiß hat sich manche tüchtige Tradition unter den Besten und Besten erhalten und sie mögen sich derselben rühmen; von der Reinheit ihres Blutes und der Tugend ihrer Ahnen sollten sie nur unter sich und auch hier nur ziemlich leise sprechen.

Herr Sartorius von Waltershausen

über den modernen Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Welchen Vorwurf auch immer spätere Jahrhunderte unserer Epoche machen werden, sie können uns nicht nachsagen, daß wir mit Materialien zur Beurtheilung der Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens kargen. Wir sind ungemein fleißig in der Niederschrift der Geschichte unserer Zeit, wir verzeichnen und beschreiben sie nicht nur, sondern wir untersuchen sie auch aufs Genaueste, wir analysiren und differenziren sie, wie wir die Naturerscheinungen um uns herum analysiren und differenziren. Nicht nur in der Physiologie, sondern auch in der Geschichtsschreibung treiben wir Dissektion. Nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in der Geschichtsschreibung nehmen die Spezialuntersuchungen einen immer größeren Raum ein, schwillt die Literatur der Monographien stützluthartig an.

So ist es denn auch kein Wunder, daß trotz seiner verhältnißmäßigen Jugend der moderne Sozialismus in seinen verschiedenen Manifestationen ebenfalls bereits in erheblichem Maße der Geschichtsschreibung verfallen ist. Neben der Literatur über sein Wesen und seine Lehren nimmt auch die über seine Lebensäußerungen täglich einen größeren Umfang an. Selbst die neue Welt macht davon keine Ausnahme. Den Abhandlungen, die uns das Auftreten des modernen Sozialismus in den verschiedenen Ländern Europas schildern, reihen sich immer mehr an, die über sein Auftreten in Amerika berichten.

Eine solche liegt uns heute aus der Feder des Herrn N. Sartorius Freiherr von Waltershausen vor^{*)}. Herr von Waltershausen, gegenwärtig Professor der Nationalökonomie in Straßburg, hat einige Zeit in Amerika gelebt und dort sein Urtheil über Land und Leute gewonnen. Im Uebrigen hat er sich das Material zu seinem Buch theils aus allgemein zugängigen Quellen während der letzten zehn Jahre selbst gesammelt, theils ist es ihm, wie er in einem Nachwort mittheilt, „von Männern verschiedener Parteirichtung, welche sich für diesen Gegenstand interessieren, zur Verfügung gestellt worden“. Das „Männer verschiedener Parteirichtung“ ist ohne ein Abdrucken Salz zu verstehen. Herr von Waltershausen fühlt sich veranlaßt, zwei ausgesprochenen Sozialdemokraten, den Genossen Schlüter und Sorge in New York — dem Ersteren für gestattete Einsicht in die im Parteiarchiv der deutschen Sozialdemokratie angeammelte einschlägige Literatur, dem Letzteren für Unterrichtung durch eingehende Briefe, Zusendung von Programmen und Statuten — seinen herzlichsten, bezw. verbindlichen Dank auszusprechen, muthet ihnen jedoch zu, diesen Dank mit dem ersten Staatsanwalt

^{*)} N. Sartorius, Freiherr von Waltershausen, Der moderne Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin. Hermann Bahr, XII, 422 S.